

# Schwarzbrauner Staub für Europa

Auf einer Cannabis-Farm in Marokko / Legalisieren oder nicht – das Parlament diskutiert und entscheidet nicht

Chefchaoun ist eine Touristenhochburg Marokkos – bekannt für seine Häuser in vielen verschiedenen Blautönen und auch für den Anbau von Cannabis.

Von Fanny Kniestedt, Chefchaoun

An den Hängen des Rif-Gebirges blitzen die Häuser in allen Facetten, die die Farbe Blau zu bieten hat. Doch neben ihrer jahrhundertalten Geschichte ist die Gegend um die Stadt im Norden des Königreichs Marokko auch für etwas anderes bekannt: den Anbau von Cannabis.

Im Schatten der Feigenbäume ruhen sich die Ziegen aus. Ein schmaler Bach rieselt den sanften Berghang hinunter. Aus der kleinen Hütte schallt Michael Jacksons Stimme, die sich mit einem rhythmischen Klopfen vermischt. Das Klopfen kommt von Mohammed. Mit zwei Holzstöcken trommelt er auf einer mit Stoff bedeckten Plastikschüssel. Diese ist nochmals mit einer Plane umhüllt. Als er die Plane entfernt und den Stoff löst, ist in der Schüssel eine kleine Menge grünbrauner Staub zu erkennen: das Kif – von Marihuana Blüten getrennte THC-Kristalle. Daraus wird das Hasch verarbeitet.

Mohammed ist einer von etwa einer Million Menschen, die im Rif-Gebirge Cannabis anbauen. Er wohnt mit seinen Eltern auf einem kleinen Gehöft, das wir auf dem Weg zur Plantage streifen. »Ich hatte mal ein Profil bei Couchsurfing.com. Kennst du das?« fragt er mich und zeigt es mir auf seinem Smartphone. Er wollte den Leuten eine Möglichkeit geben, bei ihm zu übernachten und seine Heimat kennenzulernen. »Es haben sich so viele gemeldet, dass ich mir dachte, ich könnte dort eine kleine Herberge mit einem Café errichten«, erzählt er und zeigt auf eine kahle Stelle des Gehöfts, wo zwei karge Olivenbäume stehen.

Dass man vom Cannabis nicht nur durch den Verkauf, sondern auch durch die Besucher profitieren kann, ist Teil des Geschäftsmodells. Denn entweder kommen die Touristen aufgrund der Tatsache, dass Chefchaoun UNESCO-Weltkulturerbe ist – oder eben wegen Cannabis. Mohammeds Rolle ist es, den Erstkontakt herzustellen. Wir seien die ersten seit über einer Woche, sagt der zierliche 23-Jährige zu mir und meiner Begleitung. Dabei war unser Eintreffen für ihn einfach Glück, denn wir hatten uns schlichtweg verlaufen. Die spontane Einladung haben wir für 100 Dirham, umgerechnet zehn Euro, angenommen, ein sehr guter Preis. Sonst bezahle man dreimal so viel, sagt er und nimmt in seinen Badelatschen behände den recht rutschigen, staubigen Pfad, der zur Plantage führt.

Momentan sei nicht viel los, denn die Saison fange erst im Herbst an. Da die meisten Cannabistourenisten aus Europa kommen, spricht er neben Arabisch und Tarif, jene der sechs Hauptberber-Sprachen, die in der Rif-Region beheimatet ist, auch Englisch, Französisch und Spanisch. In der Schule habe er das nicht gelernt. Diese habe er ohnehin nur bis zur achten Klasse besucht. »Das kommt allein durch den Job«, sagt er stolz, während er eine Feige am Wegrand pflückt.

**Der Anbau von Cannabis ist gewissermaßen eine Familientradition.** Zwischen Welpen, Hühnern und den ruhenden Ziegen sitzt der Sohn des Nachbarn und legt die geernteten, etwa einen halben Meter langen Pflanzen zu Büscheln zurecht. Wir werden in die kleine Hütte eingeladen. Gleich am Eingang ist die Kochnische. Auf dem Gasherd stehen Töpfe mit einer schwarzbraunen Masse. »Das Kif, also der Staub, der nach dem Klopfen in der Schüssel übrig bleibt«, erklärt Mohammed, »wird zusammengepresst. Das ist dann das Hasch. Der Rest der Pflanze wird hier in der Küche mit Alkohol verkocht. Am Ende bleibt dann diese harzige Flüssigkeit übrig.« Er gibt mir eine kleine Portion von dem einen und dem anderen Hasch, die er ich zwischen meinen Fingern zerreiße. »Riech«, sagt er. »Super Qualität! Alles natürlich.« Wir müssen uns bücken, um ins Wohnzimmer einzutreten. Die Wände sind in voller Länge mit den



In den Straßen der marokkanischen Stadt Chefchaoun, die zum UNESCO-Weltkulturerbe gehört

Foto: AFP/Fadel Senna



Eine Cannabispflanze



Die geernteten Pflanzen werden zu Büscheln zurechtgelegt.

Fotos: Fanny Kniestedt

schmalen berberischen Fauteuils ausgelegt – Sitzgelegenheiten, die auch als Bett fungieren. Sonst steht im Zimmer nichts außer einem kleinen Fernseher mit Gelbstich.

Der Nachbar, ebenso zierlich und wettergegerbt wie Mohammed, sitzt mir gegenüber. Sein zehnjähriger Sohn wälzt sich auf seinem Schoß. Er ist an unserem Besuch interessiert, aber auch davon eingeschüchtern. Er sei alleinerziehend, übersetzt Mohammed auf die Frage, ob hier noch jemand wohne. Obwohl der Kleine zur Schule geht, hilft er wie sein Bruder schon bei der Ernte mit. Der Cannabisanbau wird von Generation zu Generation weitergetragen.

Im zweiten Zimmer der Hütte steht die Musikanlage, die den Berg mit Hits aus den 90ern beschallt. Vor allem dient sie aber zum Trocknen der Pflanzen. Kopfüber hängen die Büschel an Wäscheleinen, die an der Decke befestigt sind.

Wir setzen uns auf den mannsdicken, quer gewachsenen Ast eines Feigenbaumes. »Zehn Gramm kosten zwei Euro. Von der ersten Qualität«, erklärt mir Mohammed und zieht an seiner Hasch-Pfeife. Der süßliche Geruch steigt als Wolke in die drückende Hitze der Mittagsluft. Je öfter das getrocknete Cannabis geklopft wird, desto geringer ist die Qualität. Sieben bis acht Mal durchläuft eine Fuhre die Klopfeinheit. Etwa sieben Kilo wirft

ihre Plantage im Jahr ab. Das bringt nach monatelangem Ernte- und Verarbeitungsprozess etwa 1400 Euro.

**Legal ist es nicht, aber es gibt ein stillschweigendes Einverständnis.** Man müsse zwar wegen der Polizei aufpassen, sagt Mohammed. Aber es gibt ein stillschweigendes Einverständnis zwischen den Autoritäten und den Bauern. »Man sollte nur nicht mit einer großen Menge in eine Kontrolle kommen – oder man zahlt den richtigen Menschen Geld«, sagt er und zeigt mit einem viel sagenden Grinsen seine Zähne, die wohl noch nie einen Zahnarzt gesehen haben.

Der Handel läuft recht unbekümmert in den Cafés der Stadt oder eben auf den Farmen selbst ab. Da Marokko Cannabislieferant Nummer eins für die EU ist, versucht diese jedoch, Druck auf das Land auszuüben. Die marokkanische Regierung geht daher immer mal wieder gegen den Anbau vor, verhaftet hier und dort einen Bauern oder Lieferanten. Mit Zuschüssen versucht die EU außerdem, die Bauern davon zu überzeugen, lieber Avocados, Feigen und Oliven anzubauen. Doch erstens gibt es schon eine zu gute Infrastruktur um das Cannabis. Zweitens ist der Anbau der Hanfpflanzen viel lukrativer. Würde der Anbau verboten, hätte die Regierung zudem eine ganze Region ge-

gen sich, die ihr ohnehin schon feindselig gegenüber steht.

Das überzeugendste Argument gegen ein Verbot sind aber wohl die Einnahmen durch den Export. Diese sollen höher sein als durch den Tourismus. Und auch wenn es hauptsächlich Kleinbauern sind – auch hohe Regierungsbeamte und selbst der König sollen hier Plantagen haben. Die Frage, ob Cannabis legalisiert werden sollte, ist daher immer mal wieder Thema im marokkanischen Parlament. Dies würde der Staatskasse außerdem durch die Besteuerung der Produktion zusätzliche Einnahmen bescheren.

**Cannabis auf dem Feld und Snacks vor der Moschee – man muss eben kreativ sein.**

Die offizielle Arbeitslosenquote liegt in Marokko bei 9,7 Prozent. Bei Personen unter 34 Jahren, so wie Mohammed, liegt sie sogar bei 30 Prozent. Besonders die Rif-Region lebt fast ausschließlich von Cannabisgewerbe und Tourismus. Durch die jahrzehntelange Marginalisierung der Regierung ist die Region die ärmste des Landes. Man müsse halt kreativ sein und vieles gleichzeitig machen, sagt Mohammed ohne Gram. Der Anbau, aber vor allem die Touristen, die er mit auf die Farm nimmt, bringen ein Grundeinkommen.

Außerhalb der Saison muss er sich mit dem Verkauf von Snacks, Softdrinks und Zigaretten über Wasser halten, die er vor der kleinen Moschee verkauft, die als Ausflugsziel an einem der Hänge vor der Stadt zu besichtigen ist. Bis vor kurzem habe er zwei Jahre in der Küche eines Hotels gearbeitet. »Doch ein Holländer hat das Hotel gekauft und eine Wohnung daraus gemacht«, erzählt er und summt zu Whitney Houstons »I will always love you« mit, die nun den Berg besingt.

»Ich kenne also ein bisschen das Gewerbe. Deswegen dachte ich an die Herberge mit dem Café. Für die Cannabistourenisten für wenig Geld.« Auch wenn er nie eine Ausbildung gemacht hat und, wie die meisten hier, ohne Lizenz als Führer sein Geld verdient – er weiß, worauf es ankommt. Neben der Haschischproduktion kann er die Geschichte der Region und viele Anekdoten zum Leben hier an die Fremden weitergeben.

Bis die Spanier zum Beispiel in den 20er Jahren kamen, waren sie hier quasi von der Außenwelt abgeschirmt. Die ersten, die hier wohnten, waren Juden. Das Blau der Häuser komme außerdem von dem Material, das die Berge liefern. »Ich habe Familie in Holland. Aber wieso sollte ich hier weg?« Er streichelt eine Ziege und zieht nochmal an der Pfeife. »Ich liebe die Berge. Außerdem kommt die Welt ja zu mir.«

## Aufruf zu Front gegen Fanatismus

Mohammed VI.: Toleranten Islam verteidigen

Marokkos König Mohammed VI. hat religiösen Extremismus verurteilt und seine Landsleute zur Verteidigung eines toleranten Islam aufgefordert. In einer Rede an die Nation rief er am Sonnabend zu einer gemeinsamen »Front gegen den Fanatismus und den Hass« auf. Er verurteilte die jüngsten Anschläge von Dschihadisten in Europa, an denen auch mehrere marokkanischstämmige Islamisten beteiligt waren.

Seine fünf Millionen im Ausland lebenden Landsleute forderte der König auf, in ihrer neuen Heimat »den Frieden, die Harmonie und die Einheit« zu verteidigen. Vor allem in Europa versuchten Extremisten, die Unwissenheit junger Muslime auszunutzen, »um ihre abwegigen Botschaften und falschen Versprechen« zu verbreiten, sagte Mohammed VI.

Der Monarch ruft die Marokkaner immer wieder dazu auf, einen Islam »des Friedens« zu praktizieren. Bei seiner Rede am Sonnabend richtete er sich aber zum ersten Mal direkt an die marokkanische Diaspora, die für einige Terroranschläge in diesem Jahr in Belgien und Frankreich verantwortlich ist. Der letzte schwere Terroranschlag in Marokko liegt bereits fünf Jahre zurück. Bei einem Bombenanschlag auf ein Touristen-Café in Marrakesch im April 2011 waren 16 Menschen ums Leben gekommen.

In seinem eigenen Land tut der König bereits seit Jahr und Tag mehr als jeder andere arabische Staatschef, um eine Radikalisierung junger Leute über den Islam zu verhindern. So lässt Mohammed nur Imame zu, die an einer von ihm ins Leben gerufenen Schule unter staatlicher Aufsicht ausgebildet wurden. Dort wird eine betont tolerante Auslegung des Islam gelehrt – und auch kontrolliert durch das Religionsministerium. Das funktioniert, denn Mohammed VI., dessen Autorität in Marokko kein Politiker in Frage stellt, ist ganz nach Recht und Gesetz auch »oberster Kommandant der Gläubigen«.

Wer das auf der Schule vermittelte Toleranzgebot in seiner Moschee nach Meinung der Kontrolleure nicht einhält, wird ausgeschlossen. Salafistische Prediger, besonders mit Saudi-Arabien sympathisierende Religionsgelehrte, haben in Marokko keine Chance. Derzeit ist es so, dass alle 45 000 im Lande tätigen Imame Absolventen jener Einrichtung in der Hauptstadt Rabat sind.

Mit der in Saudi-Arabien dominierenden extrem konservativen wahlhabitschen Islam-Auslegung ist vor allem eine Besonderheit der Schule völlig unvereinbar: Sie bildet auch Frauen aus. Zwar dürfen diese im Morchidat genannten Zweig der Schule Lernenden nicht Imame werden, aber offiziell vom Staat bestellte »Religionsberaterinnen«.

Die Schule bildet sogar über den Bedarf Marokkos hinaus aus. Derzeit befinden sich mehrere hundert Studenten aus schwarzafrikanischen Ländern in Rabat, vorwiegend aus Guinea, Mali und Senegal. AFP/roe